

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 15 (2008)
Heft: 174

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VIEL SCHALL UM RAUCH

Das seit 1. Oktober bestehende Rauchverbot ist Thema Nummer eins in den Beizen. Die undurchsichtige Durchsetzung treibt die exotischsten Blüten und führt zu hitzigen Debatten. Ein Streifzug durch den St.Galler Raucher-Underground. von Monika Slamartig

Der erste Eindruck: es stinkt. Es stinken die Kleider und Haare, wenn man die zu kleinen und schlecht belüfteten Raucherkabäuschen verlässt. Oder die wenigen Betriebe, in denen das Rauchen noch erlaubt ist. Von den 540 Betrieben auf Stadtgebiet reichten 129 ein Ausnahmegesuch ein, knapp zwei Dutzend wurden bewilligt. Zum Himmel stinkt auch, was unter dem Titel Ausnahmegewilligung läuft. Nach der Beizentour bleibt das Gefühl, durch den sizilianischen Untergrund gestreift zu sein. Im Gespräch mit Wirten und Gästen ist von Willkür die Rede, von Chaos, Ungleichheit, Vetternwirtschaft und anderen Bezeichnungen, die man sonst aus dem mafiosen Ausland kennt. Die Gerüchteküche dampft in der Beizenszene über Bewilligungen, die je nach Beziehung zur Gewerbebehörde, Alter und Schliessungszusagen der Wirte erteilt würden, von Denunziantentum und Beizenausblutungs-Taktik. Wirtsleute und Gäste sind empört, die Fronten zwischen Rauchern- und Nichtraucherern verhärtet. Auf der Website Raucherliga.ch diskutieren beide Lager engagiert bis unzimperlich, schrecken auch vor Vergleichen mit kindertötenden Autorasern (die Raucher) und arischem Herrenrasse-Gebaren (die Nichtraucher) nicht zurück. Auf Lungenliga.ch wird über Gesundheitsprobleme diskutiert.

RAUCHSTOPP WESTEN

An der St.Galler Zürcherstrasse reiht sich Quartierbeiz an Quartierbeiz. Sie leben von Trinkern und Rauchern, von ihrer Funktion als (oft einzigem) sozialen Treffpunkt. Der Verkehr donnert durchs Quartier, das an einer der stärksten durch Abgase belasteten Verkehrsachsen der Stadt liegt. Es ist Vormittag. Eine Traditionsbeiz mit klingendem Namen, zwei Tische voll, Handwerker, Frührentner, ein Geschäftsmann, Mutter und Tochter. Alle trinken, rauchen, diskutieren.

Der Wirt: «Neunzig Prozent der Gäste rauchen hier. Sie nehmen es in Kauf, dass ihnen eine Busse blühen könnte. Wir lassen es darauf ankommen. Ich müsste sonst zumachen. Zuerst nutzten wir den Nebenraum zum Rauchen, aber der war dann gestossen voll und die grosse Gaststube blieb leer.» Die Gäste: «Es sollte jedem freigestellt sein, wie in Spanien. Es muss ja niemand hier rein, wenn er nicht will.» «Kürzlich war ein Frauenverein da, die haben sich an uns nicht gestört.»

«Ich mache hier meine Pause. Spontan Leute treffen, trinken, reden und rauchen, das ist nur in den Beizen möglich. Nirgendwo ist der soziale

Begegnungsraum zwischen Fremden grösser. Mit dem Rauchverbot ändert sich das radikal. Ich bin nun mal nikotinabhängig, das kann mir der Staat nicht mit einem Verbot austreiben.» «Am härtesten trifft es diejenigen, die nicht berufstätig sein können, Erwerbslose, Rentner, Invalide. Die sind auf die Kontakte in der Beiz angewiesen. Ich kann doch nicht den ganzen Tag daheim vor dem TV hocken!» «Jetzt rauche ich halt vorher, gehe dann auf eine Stange und bin gleich wieder weg. Das ist eine Einbusse für mich und den Wirt. Das lange Zusammensitzen am runden Tisch fällt weg.» «Die wollen sterile, leere Gaststuben. In denen sich die Geschäftsleute zum Lunch treffen, alle anderen sollen zu Hause bleiben.» «Man wird isoliert, in die Kammer verbannt.» «Im Tessin können die Leute wenigstens das ganze Jahr draussen sitzen. Hier nicht.» «Das Rauchen sollte Privatsache sein.» «Ist es aber nicht. Wenn du krank wirst, liegst du der Krankenkasse auf der Tasche.» «Dann muss man aber auch regeln, wer wo wieviel Alkohol trinken, Auto fahren oder giftige Dämpfe verursachen darf.» «In den Raucherkabäuschen ist man wirklich stigmatisiert, wie ein Krimineller, und holt sich erst recht den Tod.» «Mein Ex-Mann und mein Vater sind an Lungenkrebs gestorben. Sie arbeiteten in Kiesgruben.» «In Speiserestaurants find ichs gut. Ich ess nicht gern im Qualm. Auch als Raucher hat man es gern gepflegt, wir sind doch keine verwehrlosten Penner. Jeder Trinker hat es besser, obwohl trinken genauso schadet, und nicht nur einem selbst.»

RAUCHSTOPP INNENSTADT

Restaurant Schwarzer Engel, am frühen Abend. Die paar Gäste sitzen im Ulmenzimmer, das als Nichtraucher-Essraum geplant war und jetzt zum Rauchen dient.

Larissa vom Engel-Kollektiv: «Den oberen vom unteren Raum der Gaststube abzutrennen, wurde nicht bewilligt. Jetzt hocken alle im Raucherzimmer, und ich hier allein in der Beiz, das stinkt mir. Wir Mitarbeiter werden gegen unseren Willen geschützt, obwohl wir alle rauchen. Kürzlich sollen sogar Spitzel von der Lungenliga hier gewesen sein. Aber ich kenne auch Leute, die froh sind, dass im Engel nicht mehr gequalmt wird.»

Restaurant Metzgerort. Um die Kerze und den Aschenbecher vor der Tür scharft sich eine Handvoll Raucher. Ein Mann schaut drinnen in jede Ecke, fragt, ob man hier rauchen darf. Ein Spitzel der Lungenliga?

Die Wirtin Marianne Achberger: «Ich musste die Aschenbecher abräumen, ich wurde verwahrt. Jemand hat mich angeschwärzt. Beim nächsten Mal, sagte die Polizei, gebe es eine Anzeige. Ich kann hier nicht hinter alle Säulen und Nischen sehen, wenn der Laden voll ist. Es ist nicht meine Aufgabe, Polizistin zu spielen. Ich gönne es allen, die eine Ausnahmegewilligung haben, aber es ist unfair gegenüber den übrigen 500 Restaurants. Im Marktplatz, einem Speiserestaurant, können sie rauchen bis zum Umfallen. Wo ist denn der Schutz vor dem Passivrauchen, wie es die Lungenliga fordert? St.Gallen macht sich lächerlich. Die Wirtinnen und Wirte müssten sich gemeinsam wehren, aber hier sind alle Eigenbrötler. Die Diskussionen hören nicht auf. Meine Gäste, Raucher und Nichtraucher, haben kein Verständnis. Sie stellen eine gute Frage: Wo sind denn die Nichtraucher jetzt? Die kommen trotzdem nicht. Viele suchen halt doch lieber Lokale, wo man raucht und es gemütlich hat. Meine Stammgäste kommen weiterhin und gehen raus. Was aber, wenn es stürmt und schneit? Dann bleiben wir eben daheim und treffen uns dort.»

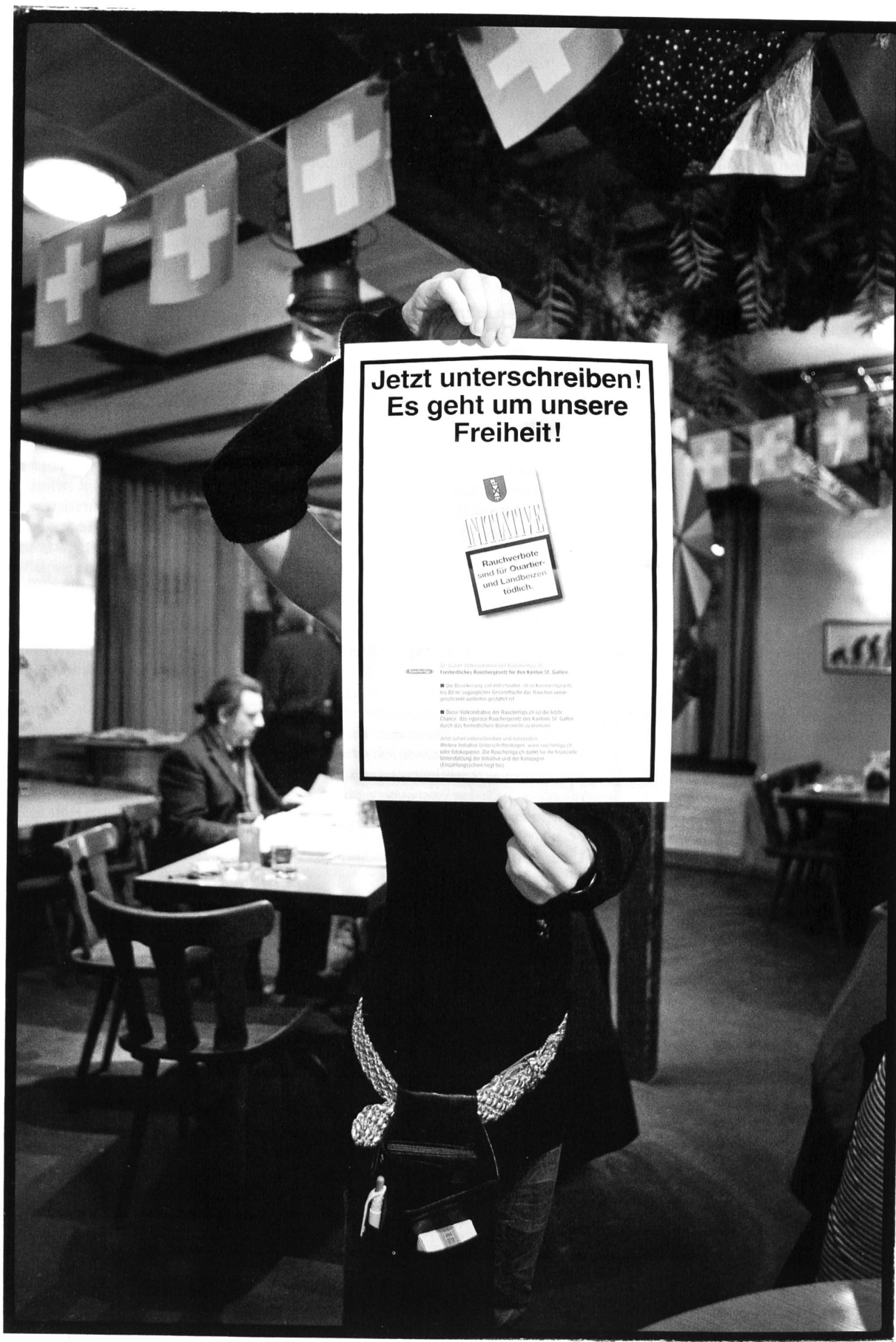
Im Hörnli prallt man nach dem Eingang an die neue Wand, die Abstinente von Süchtigen trennt. Da sitzen sie in der Schäm-Dich-Ecke und qualmen. Das Café Süd ist halbvoll, an der Wand der Zigarettenautomat; das Raucherstübchen um die Ecke ist leer. Im Union gehts dem Rauchzeichen nach direkt in den Untergrund, eine Lounge mit Kerzen, gemütlich, aber im Keller.

Die Service-Angestellte: «Am Abend ist er gut besucht, aber am Tag gehen die Raucher lieber raus oder in andere Lokale. Beim Essen nebenan traf ich einen Stammgast, der sonst ein Dutzend Mal pro Tag zu uns zum Espresso kam. Jetzt geht er dorthin, weil er rauchen kann, obwohl der Kaffee nicht gut ist. Das Problem ist, dass niemand weiss, wie es genau läuft.»

An der Tür zum Café Seeger ein grosses Plakat: «Welcome. Rauchverbot? Nicht im Seeger.» Hinten ein Raucher-Glas-käfig mit eigener Bar, zum Platzen voll. Dasselbe Bild in der Walhalla Brasserie, rechts die Nichtraucher, links die Raucher. Die Wand dazwischen, beilich die Kellnerin zu sagen, werde demnächst eingezogen.

RAUCHSTOPP NEUMARKT

Später Abend, im Le Bistro wird geraucht. Aschenbe-



Die Raucherliga lanciert ihre Initiative für ein «Freiheitliches Rauchergesetz für den Kanton St. Gallen». Anfang Dezember. Für die Initiative der Lungenliga «Schutz vor den Passivrauchern für alle» sind im Oktober die nötigen 6000 Unterschriften zusammengekommen. Bild: Daniel Ammann

cher gibt es auf Verlangen und auf eigene Verantwortung. Beim Thema Rauchverbot schallendes Gelächter. Auf den Tischen gross der Hinweis:

«Das Rauchverbot wird von Staates wegen rücksichtslos durchgesetzt. Alle meine rechtlichen Eingaben, Gesuche und Rekurse für eine Ausnahmegewilligung werden mit denselben nichtigen Gründen wie öffentliches Interesse, Rechtsungleichheit usw. abgeblockt. (...) Nach behördlich angedrohter Betriebsschliessung sehe ich mich gezwungen, meine geschätzten Gäste auf das im Kanton St.Gallen geltende Rauchverbot hinzuweisen. Sollten Sie dennoch hier rauchen wollen, bestellen Sie einen Aschenbecher. Sie könnten allerdings gebüsst werden!» Der Wirt, Hanns-Ullrich Ilg: «Ich habe Scherereien mit den Behörden, jemand hat mich angezeigt. Mein Gesuch um eine provisorische Bewilligung bis zum Rekursentscheid wurde abgelehnt. Nun läuft eine Beschwerde beim Verwaltungsgericht. Sie fanden es zumutbar, dass ich hunderttausend Franken in ein Fumoir investiere und zehn Prozent der Plätze einbüsse. Muss ich zwei Jahre gratis krampfen, weil jemand diese Furzidee hatte? Ich erziele nachweislich rund einen Drittel weniger Umsatz. Etwa 85 Prozent hier sind rauchende Gäste. Das war schon früher das Raucherstübli vom Neumarkt. Die Leute aus den Schulen, den Büros, ein Grossteil der Verkäuferinnen verbringen hier ihre Pausen. Die können sonst nirgendwo rauchen. Man kann doch nicht alle rausstellen! In drei Wochen hatte ich fast 1500 Unterschriften gegen das Verbot zusammen. Nicht das Volk hat abgestimmt, der Kantonsrat hat beschlossen. Manche Wirte bekamen befristete Bewilligungen, falls sie den Pickel bald hinwerfen. Das liegt nicht mal für mich drin, sagte mir einer von der Gewerbepolizei. In Bruggen bemühte sich ein Kollege – er ist 66 – um eine Ausnahmegewilligung, erfolglos. Die sagten, wenn er sich bald pensionieren lasse, sei es kein Problem. Solche Müsterchen höre ich dauernd. Das geht doch nicht. Das ist wie in einer Bananenrepublik. Wenn es hier keine Aschenbecher auf dem Tisch hat, kann ich bald Konkurs anmelden und meine sechs Mitarbeiter werden arbeitslos. Davon redet niemand. Ich kämpfe weiter. Es kann nicht sein, dass ich nach dreissig Jahren Gastgewerbe faktisch ein Berufsverbot bekomme.»

SZENENWECHSEL OBERSTRASSE

Am folgenden Tag an der Oberstrasse. Auffallend viele Raucherbeizen, mit Zetteln und Täfelchen behelfsmässig als solche deklariert. Restaurant Melchiori, die «erste» offizielle Raucherbeiz mit dem Rauchzeichen neben der Tür. Die gute Stube ist voll, vernebelt und laut, Musik, Gespräche, Gelächter. Man kennt sich, man ist unter sich. An einem Tisch der Wirt mit Übernamen Obelix und Christian Hostettler, Präsident der Raucherliga, der einzige Stumpfen- unter all den Zigarettenrauchern:

Obelix: «Hier rauchen alle, bis auf einen. Die gleichen Stammgäste seit eh und je. Ohne Bewilli-

gung hätte ich zumachen müssen. Mit dem Rauchverbot bekommst du als kleine Beiz Existenzprobleme, da können die von der Lungenliga lange behaupten, es gäbe keine Einbussen.» Hostettler: «Der Mist ist, dass man nicht weiss, wer eine Bewilligung hat und wer nicht.» Obelix: «Jeder chnuschtet für sich. An die Raucher-Demo kamen wenige. Erst als das Verbot kam, riefen sie an und fragten, was man tun könne.» Gast: «Entweder gleiches Recht für alle, oder alle aufhören.» Hostettler: «In der Stadt haben sie keine Kriterien. Da werden Bewilli-

gungen willkürlich vergeben, wie es ihnen grad passt. Es gibt keinen, der eine Ausnahmegewilligung ohne Auflagen hat. Im Gesetz heisst es: Ausnahmegewilligung für einen Raucherbetrieb; doch die Beizer bekamen sie nur, wenn sie Zusagen machten, z. B., dass sie die Beiz in zwei Jahren schliessen.» Obelix: «Im Birkenfeld läuft das Patent bis 2010. Die Wirtin bekommt die Rauchbewilligung nur, wenn sie danach aufhört. Das ist eine Sauerei. Entweder hast du ein Anrecht, oder du hast keins. Wenn sie weniger Beizen wollen, sollen sie es sagen.»

KURZINTERVIEW MIT BENJAMIN LÜTOLF, SPRECHER DER STADTPOLIZEI ST. GALLEN.

von Johannes Stieger

Wie wird das Rauchverbot von Lokalen ohne Bewilligung eingehalten?

Das Rauchverbot wird mehrheitlich eingehalten. Grundsätzlich ist zu sagen, dass viele Gastwirtschaftsbetriebe keine Bewilligung benötigen, da eine Raumsituation besteht, welche ohne bauliche Massnahmen die Aufteilung von 1/3 Raucherraum zu 2/3 Nichtraucherzimmer zulässt.

Wie wird die Einhaltung kontrolliert?

In erster Linie erfolgt eine Sozialkontrolle durch die Gäste und die Aufsicht durch die Wirtsleute und das Personal. Bei Reklamationen, allgemeinen Aufträgen oder Interventionen wie Lärmklagen oder Nichteinhalten der Schliesszeit sowie auf allgemeinen Kontroll- oder Patrouillengängen wird das Rauchverbot auch durch die Stadtpolizei überprüft. Aufgrund von Hinweisen aus der Bevölkerung und/oder polizeilichen Erkenntnissen werden auch gezielte Kontrollen in fraglichen Betrieben durchgeführt.

Erhalten Sie Hinweise von Zivilpersonen?

Ja, vereinzelt.

Gibt es Absprachen zwischen Polizei und Wirtsleuten, drücken Sie allenfalls bei einzelnen ein Auge zu?

Nein, es gibt keine Absprachen zwischen den Wirten und der Stadtpolizei. In der Regel erfolgt bei einer ersten Übertretung eine Verwarnung, wobei jedoch die Situation vor Ort entscheidend ist.

Was passiert, wenn sich jemand nicht an das Verbot bzw. die Verwarnungen hält?

Es erfolgt eine Anzeige an das Untersuchungsamt. Bei mehrfachen Verstössen gegen das Gesetz zum Schutz vor Passivrauchen sind auch Administrativmassnahmen möglich. Dazu gehört zum Beispiel die Androhung des Entzugs des Wirtepatents. Im Weiteren besteht die Möglichkeit, Privatpersonen, welche sich nicht ans Rauchverbot halten, mit einer Bussenerhebung auf der Stelle von vierzig Franken zu bestrafen.

Was entgegnen Sie den Stimmen, die sagen, dass die

Bewilligungspraxis der Gewerbepolizei nicht durchschaubar sei?

Diese Aussage entsteht dadurch, dass die Grundlagen und Hintergründe der einzelnen Entscheide Aussenstehenden nicht bekannt sind. Die Entscheide der Stadtpolizei basieren vollumfänglich auf den Richtlinien und Vorgaben des Kantons. Jedes Gesuch wurde einzeln und individuell beurteilt, wobei mehrheitlich ein Augenschein vorgenommen und das direkte Gespräch mit den Wirtsleuten geführt wurde. Dabei wurde auch beraten, wie und mit welchen Massnahmen die Vorgaben des Kantons erfüllt werden können.

Wieso darf in Restaurants, die denkmalgeschützt sind geraucht werden?

Dies ist in den Vorgaben des Kantons festgelegt.

Was sagen Sie zum Vorwurf, dass in den meisten Fällen nur Bewilligungen mit Auflagen erteilt werden, wenn zum Beispiel die Wirte zusagen, dass sie in einem oder zwei Jahren aufhören oder das Patent nicht erneuern?

Das trifft in keiner Weise zu. Von 25 Bewilligungen für Raucherlokale entfallen acht Entscheide auf diese Begründung, dies bei über 500 Gastwirtschaftsbetrieben in der Stadt St.Gallen. Diese Regelung besteht, um Härtefälle zu vermeiden, und muss durch die Antragssteller belegt werden. Das heisst, wenn eine Betriebsaufgabe in den nächsten zwei Jahren geplant ist, sollen in diesem Fall grosse Investitionen vermieden werden. Gründe dafür sind zum Beispiel altersbedingte Erwerbsaufgabe oder bauliche Pläne, respektive eine Umnutzung der Lokalität. Kann jedoch in solchen Fällen die 1/3- zu 2/3-Lösung auch ohne oder schon mit geringem Aufwand realisiert werden, ist diese umzusetzen.

Haben Sie Rückmeldungen von Wirten, wie sich das Rauchverbot auf den Betrieb auswirkt?

Ja, einige wenige und zwar negative wie auch positive. Dabei gilt aber zu beachten, dass in so kurzer Zeit noch keine verbindlichen Erkenntnisse verfügbar sind.



Obelix auf dem Dorfe

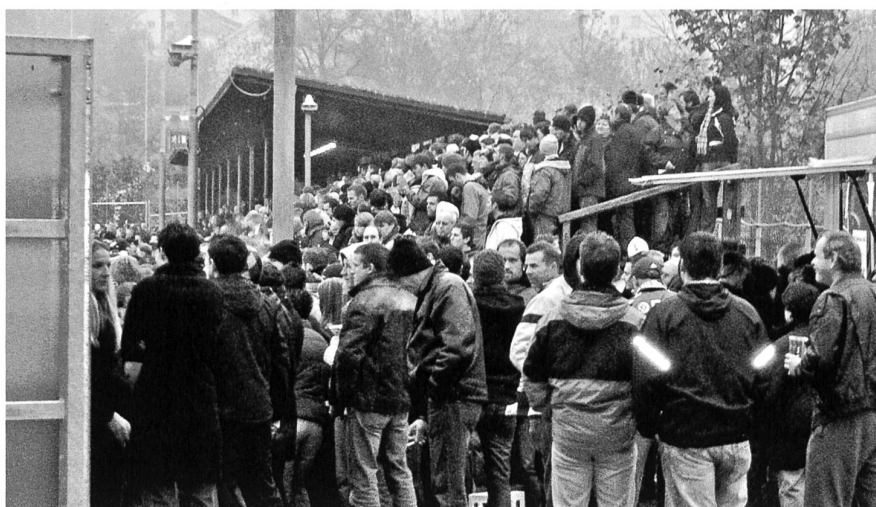
Mit dem Fahrrad übers freie Feld Richtung Gossau und hinein in den Nebel. Vorbei am Biobauernhof und einem Gehege mit Freilandhühnern. Rechts grüsst das Pumpwerk «Heimat» und auf dem Weg liegt Kuhdreck, der zu lockerer Slalomfahrt anregt. Eine wunderbare Einstimmung auf die einfache Fussballwelt – hier der kleine Dorfverein und auf der anderen Seite der SBB-Gleise die hässlichen Verteilzentralen von Migros, Coop, Spar und allen anderen, die St.Gallen West und Gossau zusammenwachsen liessen. In diesem Stil geht es auch weiter. Jogger, Velofahrer und Sonntagsspaziergänger begegnen wohl zum ersten Mal in ihrem Leben einer Wanderwegsperrung: Ohne Ankündigung wird der Durchgang zum Bahnhof wegen des Fussballmatchs gesperrt. «Kommen Sie in einer halben Stunde, dann ist der Weg wieder frei», sagt der Mann der privaten Sicherheitsfirma, und die Leute nehmen es hin und kehren um, als wäre es die normalste Sache der Welt. Der Gossauer Sportplatz ist schön gefüllt. Der Speaker möchte den modernen Fussball importieren in die «Buechenwald-Arena» und das Publikum schon vor dem Anpfiff zu einer Welle animieren. Erfolglos. Hier lässt man sich nicht so schnell für dumm verkaufen, es ist fast alles noch so, wie es jahrelang überall war auf Schweizer Fussballplätzen. Bunt gemischtes Publikum, Kommentare

und Gesprächsfetzen auf den engen Stehplätzen, die sich zu einem absurden Sprechtheater zusammenfügen. «Könntelustigwerdenheute draussenwartenzwanzigleutevonderhardturmfront. Warumdieschonwiederkeingeldhaben? Diehabeneinproblemmitdenjokers. Weilallesindiebetriebsagfließstunderderfcjetztgarnichtshatvomzuschauerrekord.» Auch auf dem Feld läuft ein unterhaltsames Stück mit richtiger Derby-Dramaturgie. Gossau macht ein schnelles Tor und der unglückliche FCSG-Goalie Lopar hört jedes einzelne Wort der grün-weissen Fans hinter ihm, die ihn wegen seines zögerlichen Eingreifens kritisieren. «Das ganze Dorf ist da!», singt die St.Galler Fankurve und spricht aus, was jeder sieht. Ganze Familien haben sich rare Billette gesichert, Vater und Mutter tragen ihre Töchter auf den Schultern. Doch die Kleinen blicken meist ins Publikum. Langeweile! – Nirgends kann man es als Kind besser erfahren als am Fussballmatch. In der Pause erledigen viele Männer ihr Geschäft an der Hecke vor den Bahngleisen. Es herrscht eine gelassene Stimmung wie früher hinter der Gegentribüne im Espenmoos. Schliesslich werde ich Zeuge einer denkwürdigen Begegnung. Gossau-Goalie Darko Damjanovic stürzt sich entschlossen in einen Zweikampf an der Behindlinie und holt einen Abstoss heraus, keinen Meter von den Zuschauern entfernt. So viel Selbstbewusstsein eines Gossauers ist für

einen jungen FCSG-Fan, dessen Lieblinge noch immer nicht in Führung liegen, definitiv zuviel. Er beschimpft den kräftigen Torhüter als «tigge Siech» und ein anderer doppelt mit einem «Obelix» nach. Damjanovic hört's, kommt auf die zwei zu, fixiert sie, wartet einen Moment und kickt dann mit bösem Blick einen Papierfetzen vom Feld.

Nun spielen sich weitere turbulente Spielszenen vor dem Tor von Damjanovic ab, und das ist gut für diejenigen, die kein Ticket haben und vom Wohnhaus ausserhalb des Sportplatzes einzig den Gossauer Strafraum erblicken können. Der Nebel wird dichter, das Spiel ist weiterhin umkämpft und dann passiert, was in dieser Saison schon zur Gewohnheit wurde. Der FCSG erzielt das Siegtor, und wiederum macht der Gossau-Goalie in seinem leuchtend gelben Trikot eine gute Figur. Den ersten Ball wehrt er ab, erst beim Nachschuss ist er machtlos. Nach dem Schlusspfiff warte ich am Spielfeldrand. Damjanovic stürzt in meine Richtung, umarmt lachend einen Bekannten und flüstert ihm etwas auf Serbisch ins Ohr. Schliesslich kommt ein weiterer Zuschauer hinzu und spricht den Gossau-Goalie an: «Gratuliere! Gute Leistung! Und das sage ich übrigens als St.Galler.» Ich fahr mit dem Velo im Dunkeln zurück Richtung Stadt, zufrieden über den Ausflug in die Nachbarschaft. Ich komme an einer selbstgemalten Verkehrstafel vorbei, die vor Kühen warnt. **Daniel Kehl**

Bild: Daniel Kehl



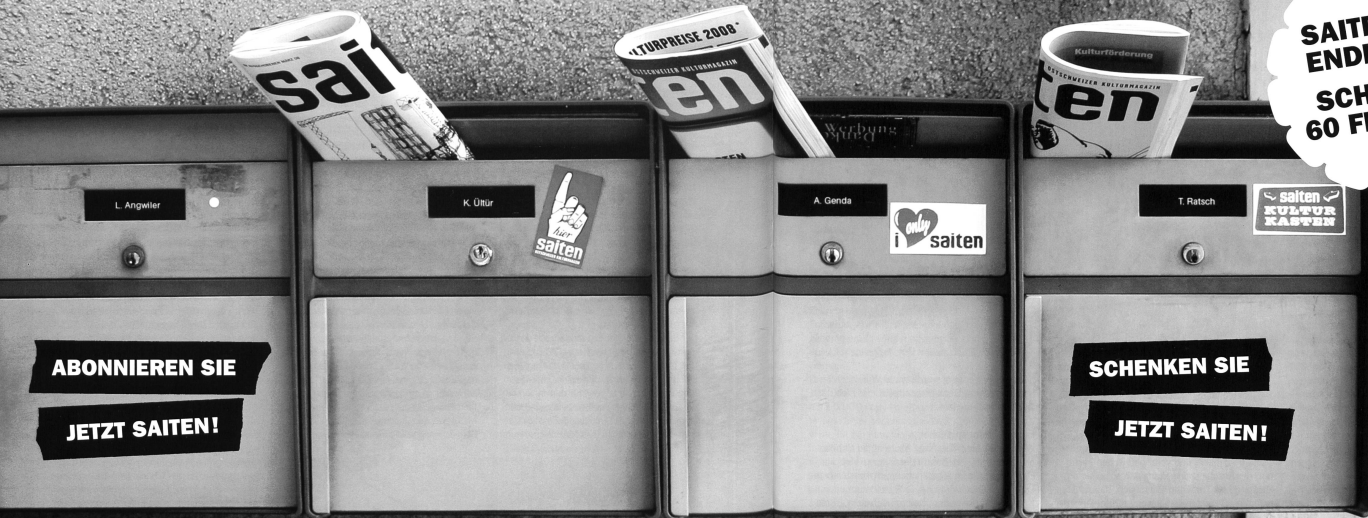
Die Challenge-Tour 08/09 ist das Produkt einer Wette: Saiten-Autor Daniel Kehl – der Verfasser des Kutluchs «Hutter & Mock» im Saitenverlag, 2004 – verpflichtete sich, während der Barrage entweder zu Fuss nach Genf zu laufen (im Falle des Ligaerhalts) oder in der B-Liga-Saison 2008/09 alle Auswärtsspiele des FC St.Gallen zu besuchen.

Die anderen Beiträge zu St.Gallens Abenteuer in der Challenge-League werden auf dem Saiten-Blog veröffentlicht. Nebst Kehl stellen zahlreiche Autoren, Zeichnerinnen und Fotografen ihre Beiträge in den Blog. Leserinnen und Leser haben die Möglichkeit, die Einträge zu kommentieren und die Diskussion am Laufen zu halten.

www.saiten.ch/ostblog

MEHR KULTUR AUF DEM KASTEN!

**SAITEN BIS ENDE 2009
SCHON AB 60 FRANKEN**



ABONNIEREN SIE

JETZT SAITEN!

SCHENKEN SIE

JETZT SAITEN!

JETZT MACHE ICH MEINEN BRIEFKASTEN ZU EINEM KULTURKASTEN:

- Ich möchte Saiten bis Ende 2009 für 60 Franken in meinem Briefkasten.
- Saiten ist mir wichtig. Ich möchte das Magazin bis Ende 2009 zum Unterstützungspreis für 90 Franken in meinem Briefkasten.
- Ich möchte Saiten als Gönnerin/Gönner unterstützen. Ab 250 Franken erhalte ich das Magazin bis Ende 2009 in meinen Briefkasten und werde zu einem exklusiven Saiten-Anlass eingeladen.

Vorname: _____
Name: _____
Adresse: _____
PLZ / Ort: _____
Unterschrift: _____

sekretariat@saiten.ch
Telefon 071 222 30 66
www.saiten.ch

ICH SCHENKE MEINEN LIEBSTEN EIN JAHR LANG SAITEN:

- Ich möchte Saiten bis Ende 2009 für 60 Franken verschenken!

Bitte liefert das Magazin als Geschenk an diese Adresse:

Vorname: _____
Name: _____
Adresse: _____
PLZ / Ort: _____

Und die Rechnung geht an meine Adresse:

Vorname: _____
Name: _____
Adresse: _____
PLZ / Ort: _____
Unterschrift: _____

sekretariat@saiten.ch
Telefon 071 222 30 66
www.saiten.ch

Die Aufkleber für Ihren Kulturkasten können gratis bestellt werden: sekretariat@saiten.ch

ANSCHLUSS VERPASST

Vor neunzig Jahren wollte sich Vorarlberg der Schweiz anschliessen. Eine Ausstellung im Landesmuseum in Bregenz nimmt das Thema auf. Schweizer Historiker wollten sich keine daran beteiligen.

von Harry Rosenbaum

Hunger, Armut, Arbeitslosigkeit – Massenelend schlechthin. Dazu das Fehlen einer nationalen Orientierung. Nach dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie am Ende des Ersten Weltkriegs gingen den Vorarlbergern ziemlich dreckig. Nur raus aus dem Desaster und hin zur kriegsverschonten, geordneten und reichen Schweiz. Eine Art politischer Glaube ans Christkind beseelte im Ländle die spontane Anschluss-Idee. Der Lustenauer Lehrer Ferdinand Riedman, der in den Schützengräben des Krieges zum Sozialromantiker und Leser von Karl Marx geworden war, organisierte den Gedanken zur Volksbewegung. Die provisorische Landesregierung in Vorarlberg musste darüber abstimmen lassen. Über achtzig Prozent von mehr als 40'000 Stimmenden warfen am 11. Mai 1919 ein Ja für den Beitritt zur Schweiz in die Urne. Warum es dazu kam und was daraus geworden ist, zeigt bis Ende Januar das Vorarlberger Landesmuseum in Bregenz mit der Sonderausstellung «Kanton Übrig. Als Vorarlberg zur Schweiz gehören wollte». Die multimedial mit Dokumentarfilmen, Hörstationen, Texten, Zitaten, historischem Fotomaterial und heutigen Sichtweisen sehr breit angelegte Historienschau dokumentiert die vorarlbergische und österreichische Optik. Das ist aber nur ein Teil der Geschichte, der ebenso wichtige schweizerische fehlt weitgehend. Daran schuld sind nicht die Ausstellungsmacher des Landesmuseums, sondern helvetisches Desinteresse.

Konspirative Treffen

Trotz Bemühungen, im ehemaligen Zielland des Sezessionsstrebens Partner zu finden, konnte lediglich der Nebelspalter für die Ausstellung gewonnen werden. In Historikerkreisen war man an der «Marginalie» der Vorarlberger Anschlussfrage schlicht nicht interessiert. Der Nebelspalter hatte damals mit Häme karikiert, was heute hierzulande nebensächlich behandelt wird und seinerzeit eine mittelschwere Staatskrise auszulösen vermochte: den Rücktritt des Bündner Bundesrates und Aussenministers Felix-Louis Calonder. Er hatte sich zusammen mit Bundesparlamentariern für den Beitritt Vorarlbergs zur Schweiz ausgesprochen und politisch auch dahingehend agiert. Zwischen massgeblichen eidgenössischen Politikern und vorarlbergischen Vertretern der Anschlussbewegung gab es sogar ein konspiratives Treffen in Rorschach, das zur sogenannten «Calonder-Konklusion» führte. Demnach hätte sich Vorarlberg zunächst unabhängig erklären und anschliessend den Beitritts-Antrag an die Schweiz stellen sollen. Der Friedensvertrag von Saint Germain, worin die Siegermächte des Ersten Weltkriegs Rumpfösterreich die territoriale Unveränderbarkeit und die Gründung einer Republik auferlegten, liess Calonder mit abgesägten Hosen dastehen. Er hatte letztlich auch nicht aus Liebe zu Vorarlberg, sondern wegen den Alpenpässen das Ländle als 27. Kanton aufnehmen wollen. In Wien, Berlin und Rom wurde er wegen «Expansionspolitik» zum Prügelknaben und in der Schweiz von den Anschlussgegnern unter der Bauernschaft und in der Romandie aus dem Amt gedrängt. Das katholische Vorarlberg hätte ein konfessionelles Übergewicht zu Ungunsten der Protestanten und wegen der Deutschsprachigkeit auch zum Nachteil der Westschweiz



gebracht. Vorarlberg wurde wider Willen schliesslich ein Teil von Deutschösterreich, das sich nach Deutschland ausrichtete.

Eitle Selbstbespiegelung

Warum die Anschlussfrage heute in der Schweiz eine Marginalie ist, beschreibt Marco Ratschiller, Chefredaktor des Nebelspalters, im Ausstellungskatalog treffend: «Von der Diskussion um einen Kanton Vorarlberg unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg finden sich heute, neunzig Jahre später, bestenfalls noch stark verwischte Spuren im kollektiven Gedächtnis der Schweiz. Das Wissen um die zeitweilig grosse Begeisterung der Vorarlberger für einen Anschluss an ihren westlichen Nachbarn blitzt zwar da und dort noch auf, meist mit dem Glanz eines Beweises dafür, dass dem Erfolgsmodell Schweiz seit jeher nicht territoriale Eroberungen, sondern der Wunsch umliegender Stadtstaaten oder Regionen, der helvetischen Konföderation beizutreten, zu Grunde lag. Darin gewissermassen, in einer nicht ganz uneitlen Selbstbespiegelung, liegt denn wohl auch die Funktion dieser schemenhaft erhaltenen Reminiscenz vom Vorarlberger Anschlusswillen.»

Vorarlberger Landesmuseum. Bis 25. Januar. Öffnungszeiten: Di bis So 10-18 Uhr, Do 10-20 Uhr. Mehr Infos: www.vlm.at

PAPIER, GELD, KULTUR – DAS ST. GALLER KULTUR- KONZEPT

Am Anfang stand das Postulat von Peter Dörlinger (SP), Patrizia Adam-Allenspach (CVP) und Heidi Gerster Wolf (FDP), das einen Bericht über die Perspektiven der städtischen Kulturpolitik verlangte. Anlass war die Neuverteilung der Kulturausgaben zwischen Stadt und Kanton und die Befürchtung, dass die frei werdenden Mittel im allgemeinen Finanzhaushalt versickern könnten. Zudem sollte der Kulturbericht von 2001 ersetzt werden, jene Auslegung auch, die bei ihrem Erscheinen bereits überholt war. Im Februar 2007 wurde das Postulat vom Stadtparlament überwiesen, und es begann ein breit angelegter Prozess der Meinungsbildung: Eine Steuergruppe erarbeitete Diskussionsgrundlagen, es folgten Gesprächsrunden mit Kunst- und Kulturschaffenden, ein erster Massnahmenkatalog wurde im Stadtrat diskutiert. Da war es Frühjahr 2008. Im Sommer folgten weitere Runden mit Vertreterinnen und Vertretern aus Wirtschaft und Politik und schliesslich wurde im Herbst der 39-seitige Bericht «Perspektiven der städtischen Kulturpolitik» verfasst. Was steht drin? Unter anderem dies: «Die Praxis in anderen Schweizer Städten zeigt eindrücklich, dass in regelmässigen Abständen erarbeitete Kulturkonzepte ein wirkungsvolles Instrument für eine kohärente und nachhaltige Kulturpolitik darstellen.» Es soll also nichts zementiert werden, im Bericht geht es ausdrücklich um den Zeitraum von 2009 bis 2012. Dennoch: eine alte Forderung der Kulturszene wurde im Bericht aufgenommen: Plakatierungsmöglichkeiten für Veranstalter sollen rasch erweitert und verbessert werden.

Die IG Grabenhalle bekommt bisher jährlich 120'000 Franken, ab 2009 könnten die Mittel um 60'000 Franken erhöht werden. Mehr Mittel sind unter anderem für die Stiftung Sitterwerk, für die Kunsthalle oder das Museum im Lagerhaus vorgesehen. Und wohl eine der wichtigsten Verbesserungen: Für die beiden Budgetposten, mit denen die Stadt Einzelveranstaltungen unterstützen kann, sollen zusätzlich je 100'000 Franken gesprochen werden. Damit stünden jährlich 700'000 Franken zur Verfügung. Den Inhalt könnte man so zusammenfassen: Institutionen mit grossem Entwicklungspotenzial und guter lokaler Verankerung sollen gezielt gefördert werden. Das tönt aus dem Zusammenhang gerissen etwas allgemein, sollte aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Konzept durchaus lesenswert ist. So ist darin auch folgende Erkenntnis zu finden: «Die Mittel der kleinen und mittleren Institutionen sind oft knapp bemessen, und viele Projekte und Veranstaltungen der freien Szenen deshalb unterfinanziert.» Damit ist auch klar, dass die Nagelprobe für das Kulturkonzept erst noch bevorsteht, dann nämlich, wenn das Stadtparlament Anfang Dezember über die beantragten Erhöhungen diskutiert. **Andreas Kneubühler**

Das Kulturkonzept kann auf der Website der Verwaltung der Stadt St.Gallen heruntergeladen werden: www.stadt.sg.ch

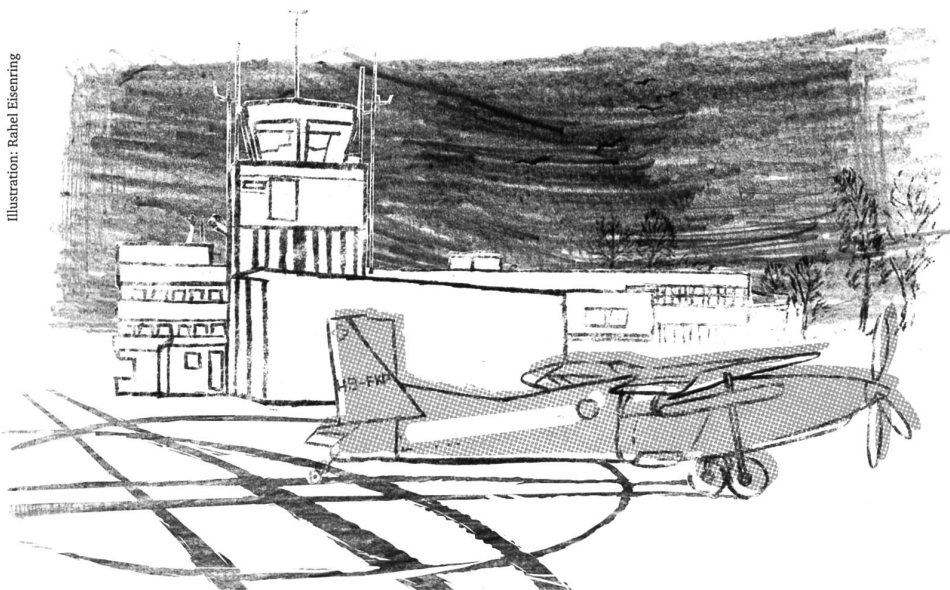
MEISTERSTÜCK

FLUGHAFEN ST. GALLEN- ALTENRHEIN

Bis dato hat der Business-Airport St.Gallen-Altenrhein keine Flughafen-Konzession. Die Big-Shots aus Wirtschaft und Politik, die hier in Zeiten des WEF zwischenlanden, kümmern sich kaum. Der Ort hat Mauschel-Tradition seit den frühen Tagen der Fliegerei. So ist 1926 der deutsche Flugzeugkonstrukteur Claude Dornier mit seiner Fabrik hierher gezogen und hat die erste Piste angelegt. Die Dornier Flugzeugwerke AG Schweiz bauten in Altenrhein die DO-X, das grösste Wasserflugzeug aller Zeiten. Im Versailler Vertrag wurde Deutschland der Flugzeugbau verboten. Der achtmotorige Schwimmvogel ging zwar nie in Serie, dafür aber die DO-17. Sie ist ebenfalls in Altenrhein geplant worden. 1939 gehörte der Bomber zu Hitlers erstem Waffenaufgebot für den Zweiten Weltkrieg. Noch im selben Jahr enteignete der Schweizer Bundesrat die Dornierwerke und das Flugfeld. Als Sachwalter wurde der Tessiner Jurist Claudio Caroni eingesetzt. 1947 übernahm er die Einrichtungen und gründete die Flug- und Fahrzeugwerke Altenrhein FFA. Neben dem Flugzeugbau plante der Selbstdemam einen internationalen Airport. Das Bundesamt für Zivilluftfahrt liess sich dafür aber nicht begeistern. In den fünfziger Jahren erhielten die FFA vom damaligen EMD den Auftrag, einen Kampfjet für die Schweizer Luftwaffe zu bauen. Zwei Prototypen des P 16 stürzten jedoch bei Testflügen in den Bodensee, was zur Sistierung des Auftrags führte. Jahre später wurde das Schulflyzeug Bravo produziert. Zum Eklat kam es, als der ugandische Gewaltherrscher Idi Amin acht Stück davon kaufte und gleich sein gesamtes Luftwaffenpersonal zur Ausbildung nach Altenrhein schickte. Nach Caronis Tod wurde der Werk- und Sportflugplatz 1987 an den Rheintaler Bauunternehmer Gautschi verkauft. Die Vorarlberger

Rheintalflug brachte mit ihren Linienverbindungen nach Wien die Reise- und Geschäftsfliegerei in die östliche Ecke des Bodensees – und mit dem Lärm auch Zoff in die Region. Ein Staatsvertrag zwischen der Schweiz und Österreich sollte Abhilfe schaffen. Bis heute ist das Problem aber nicht gelöst, zumal sich immer wieder Charterflieger in Altenrhein einnisten und kurzlebige Linienflüge im Angebot sind. 1989 stürzte eine Maschine der Rheintalflug mit neun Passagieren und zwei Besatzungsmitgliedern an Bord beim Landeanflug in den Bodensee. Unter den elf Toten war der österreichische Sozialminister Dalinger. Zum «Schurken-Flughafen» wurde Altenrhein schliesslich 1994, als beim Landeanflug eine deutsche Cessna in den Bodensee abschmierte. In der Maschine habe sich Cäsium befunden, behauptete die Bildzeitung anderntags. Später dementierte das Blatt die Horrormeldung als Jux. Im Flugzeug hatten sich neben dem Piloten zwei zwielichtige Geschäftsleute und zwei Prostituierte befunden. Nach der Jahrtausendwende bemühte sich die neue Eigentümerin, die holländische Strikwerda-Gruppe, mit einer Palette von Linien- und Charterflügen aus Altenrhein einen richtigen Airport zu machen. Nach zwei Flugshows und einer geplanten dritten, die 2008 nicht bewilligt wurde, warfen die Holländer Mitte Oktober das Handtuch. Der frühere Waffenschmied Dieter Bührle hat den Flughafen gekauft und will jetzt in grossem Stil die Business-Fliegerei im Dreiländereck Schweiz-Deutschland-Österreich lancieren. Eine Flughafen-Konzession braucht es dazu nicht. Diesbezügliche Verhandlungen zwischen der Schweiz und Österreich liegen wieder einmal auf Eis. Altenrhein hat für seine Neupositionierung freien Flug. **Harry Rosenbaum**

Illustration: Rahel Eisenring



IN WARSCHAUS HINTERHOF

«Vergiss nicht, dass du in Lodz bist. Lodz, das ist ein Wald, eine Wüste – hast du scharfe Krallen, dann geh mutig vorwärts und erwürge rücksichtslos deine Nächsten, sonst erwürgen sie dich, saugen dich aus und werfen dich rücksichtslos beiseite.»

Wladyslaw Reymont (1897)

Lodz liegt exakt in der Mitte des Landes, knapp 200 Kilometer von Warschau entfernt. Diese Nähe zur Hauptstadt ist auch ein Problem. So hat Lodz, eine ehemalige Textilmetropole, kaum ein eigenes Einzugsgebiet; wer vom Land in die Stadt zieht, will nach Warschau. Von daher kommt wohl auch die Bezeichnung für Lodz als «Hinterhof Warschaus». Die meisten jungen, gut ausgebildeten Lodzer gehen früher oder später nach Warschau. Um Arbeit zu finden, besser zu leben oder einfach, um wegzukommen aus dem Grau. Dafür gibt es sogar einen eigenen Begriff, abgeleitet von den vietnamesischen Flüchtlingen der siebziger Jahre: Boat people. Lodz bedeutet übersetzt «Boot».

Stadt ohne Zentrum

Am Bahnhof Lodz-Kaliska angekommen, sind weder Bus noch Tram zu sehen, weiter hinten ein paar Industriegebäude und eine gewaltige Autobahnschneise. Also nehmen wir ein Taxi. Was mir gleich auffällt, sind die breiten Strassen, vier-, fünf-, ja sogar achtspurig mitten durch die Stadt. Ansonsten Plattenbauten, nicht schöner als anderswo. Aber auch nicht schlechter. Unser Hotel in Baluty ist eine Mischung aus alter Villa und Wildwestsaloon. Meine Freundin Bar-

bara und ich ziehen los, die Stadt zu erkunden. Zweifellos ist die Hauptfarbe dieser Stadt Grau, in tausend Variationen. Die vorhandenen Farben erstrahlen in diesem Grau mit ungesehener Intensität. Einige Plattenbauten sind frisch gestrichen, gewagte Musterungen leuchten von den Fassaden. Von irgendwo her hämmert polnischer Techno. Wir kommen am Hotel Savoy vorbei, berühmt durch den gleichnamigen Roman von Joseph Roth. Das Gebäude war lange Zeit das höchste der Stadt, die oberste Etage gemäss Joseph Roth eine Absteige für Unglückliche, der enge Lichthof «ein Schacht für Selbstmörder». An einer Tramstation ist Markt, eine Ansammlung von alten Kartonschachteln mit Textilien und Schuhen drin, ein paar Plastiktüten mit Damenstrümpfen auf den Betonplatten, drei Hosen hängen auf Drahtbügeln am Wartehäuschen. Ein junger Mann verkauft am Strassenrand Weidenrutensträusschen für den Palmsonntag. Auf der Suche nach einem günstigen Restaurant landen wir schliesslich an der Piotrkowska. Vorgängig hatte ich gelesen, die über vier Kilometer lange Piotrkowska bilde das Zentrum der Stadt. Schon den ganzen Tag waren wir auf der Suche nach dem Stadtkern, fanden ihn jedoch nie. Langsam erkenne ich: er existiert nicht. Das einzig dem Zentrum nahekommend ist die Piotrkowska, an ihr finden sich hunderte von Hinterhofbars, Restaurants, Clubs, Solarien, Modeboutiquen. Je länger zunehmend empfinde ich, dass die Piotrkowska ein Zentrum lediglich unzureichend zu ersetzen mag, denn ein kilometerlanger Zentrumsstreifen kann irgendwie nicht funktionieren.

Bewachte Abbruchhäuser

Wir besuchen die örtliche Kunsthochschule und lassen uns vom Assistenten der Textil- und Modeklassen durch die Werkstätten führen und die Webstühle aus dem 19. Jahrhundert zeigen, die noch immer tadellos funktionieren. Danach fährt uns der Assistent zur Biala Fabryka, dem Textilmuseum, unterwegs erzählt er von Lodz. Dass David Lynch hier eine Wohnung hätte und jedes Jahr einmal herkäme. Nun wolle er hier internationale Filmfestspiele und sogar noch Aufnahmestudios gründen, doch sei nichts sicher. Ein grosses Kulturzentrum sei geplant in einem alten Elektrizitätswerk beim Bahnhof Lodz-Fabryczna. Für die Stadt wäre das eine Chance, um sich neu zu definieren, sich offiziell von der toten Industriestadt zur Kulturstadt zu wandeln. Wir fahren an zahlreichen leer stehenden, halbverfallenen Fabriken vorbei; eingeschlagene Fenster, vermoderte Wände, wuchernde Vegetation drum herum. Obdachlose sollen die Fabriken als Schlafstelle benutzen, deshalb seien die meisten bewacht, meint der Assistent. Wozu das gut sein soll, ist mir ein Rätsel.

Nach dem Museumsbesuch lockt eine marode Fabrikanlage auf der anderen Strassenseite. Während wir den halbzerfallenen Bau ablichten, taucht ein wütender Wachmann auf. Barbara und er liefern sich eine Verbalschlacht auf polnisch. Auch ohne Sprachkenntnisse verstehe ich ihn. Er zitiert uns in sein Büro, ein winziges Zimmer in Swimmingpoolblau. Ein zerschlossener Diwan, an der Wand Johannes Paul II, ein alter



David Lynch hat eine Wohnung in Lodz. Die Jungen fliehen nach Warschau.

Schreibtisch mit Akten. Nach einigen Minuten betretenen Schweigens gibt der Mann diskret zu verstehen, dass es sein Job sei, Leute einzuschüchtern, die unbefugt das Gelände betreten. Er zaubert ein vorsichtiges Lächeln auf seine Lippen. Da er uns nicht als Industriespione, sondern eher als Künstlerinnen einstuft, lässt er uns gehen. Die Fabrik ist stellenweise fast eine Ruine. Erstaunlich, denn angeblich wurde hier bis 2003 produziert.

Arbeitslosigkeit, Aufschwung, Niedergang

Am nächsten Tag fahren wir nach Warschau. Dort treffen wir Krzysztof Rajczyk, einen Lodz Journalisten und Fotografen, der heute in Warschau lebt, am Taxistand, er hat einen Händedruck wie ein Rugbyspieler. Er führt uns zum berühmten-berühmten «Jarmark Europa», genauer zu dessen Überbleibsel, denn kürzlich musste der riesige Markt einem Fussballstadion weichen. Krzysztof ist ein begeisterter Erzähler und weiss unglaublich viel. Er berichtet von illegalen Vietnamesen, Schwarzhandel, wirtschaftlichen Grauzonen, bis einmal mehr ein Wachmann auftaucht. Krzysztof packt uns in sein Auto und zeigt uns in rasanter Fahrt durch Warschau seine Lieblingsplätze. Dann lässt er sein Auto am Taxistand stehen, dort würde am wenigsten gestohlen, so Krzysztof, der wirklich einmal Rugbyspieler war, ausserdem auch Opernsänger, Bariton. Beim Sushi liefert er uns in rasendem Tempo eine Zusammenfassung der Lodz Textilgeschichte. Er erzählt und erzählt. Über die Marketingkunst der Kommunisten, die in einem

Lied die Spinnerin von Lodz als weibliches Symbol der Arbeit priesen; vom Lodzersyndrom, bleichen, schwachen Kindern, krank von schlechter Luft und Unterernährung; «Mexican Capitalism», Leuten, die auf unehrliche Weise schnelles Geld verdienen; dem Stadtteil Baluty, der angeblich bis heute keine vollständig funktionierende Kanalisation hat, und von Perspektivlosigkeit. Dass sich die wirtschaftliche Lage verschlechtert habe, seit Polen der EU beigetreten ist und die Grenzen nach Osten geschlossen wurden. Von seiner Aktivität in einer Widerstandsgruppe gegen den Kommunismus und der polnischen Version von H&M. Er zitiert den sprichwortähnlichen Satz «the boat people defeated the boat», was bedeutet, dass die Schwemme von chinesischen Textilien durch vietnamesische Händler dem Boot, also Lodz, den Todesstoss gaben. Dass offiziellen Zahlen zufolge seit Jahren kein Vietnameser in Polen gestorben sei, da die Pässe der Toten gleich an Neuankömmlinge weiterverkauft würden, weil die Beamten die Männer ohnehin nicht zu unterscheiden vermöchten. Dass Lodz exakt einen Tag zuvor durch Krakau vom Rang der zweitgrössten Stadt Polens verdrängt wurde. Er berichtet von einer eventuell möglichen Überlebenschance der Lodz Textilindustrie durch Spezialisierung im höheren Preissegment und von der grossen Enttäuschung der Bevölkerung nach der Wende. Arbeitslosigkeit, Aufschwung, erneuter Niedergang. Krzysztofs Handy klingelt, er muss sich verabschieden, zuhause sei der Dritte Weltkrieg zwischen Frau und Tochter ausgebrochen. Unglaublich, wie er sein Tempo durchhält.

Pierogi und Zubruvka

Vier Stunden Fahrt zurück nach Lodz, Pierogi (Teigtaschen) zum Abendessen, einen Tee Rum im «Lodz Kaliska», einem zumindest in Lodz legendären Club der avantgardistischen Kunstszene. An den Wänden Bilder der Performances der Künstlergruppe «Lodz Kaliska», die den Club noch in der Zeit des Kommunismus gründete hat. Wir lernen einen sehr betrunkenen jungen Künstler kennen, der heute in London lebt. Über sein Bier gebeugt, erzählt er, dass er niemals mehr hier leben könnte, alles sei so grau, eng und hässlich. Doch fast im gleichen Atemzug bestellt er mit funkelnden Augen Zubruvka (Büffelgrasvodka) für alle, um seinen lang ersehnten Heimatbesuch zu feiern. Wir gehen in die letzte Bar, die noch offen hat. Ich trinke ein Bier und beobachte die paartanzenden Menschen auf der Tanzfläche, die meisten schon ziemlich bedu-selt. Auf der Strasse einige angeheiterte Männertrupps, Frauen sind um diese Uhrzeit selten zu sehen. Tags darauf nehmen wir Abschied von Lodz. Ich komme völlig zerzaust in Basel an, etwas desorientiert. Hier verwirrt mich die eilige Zielstrebigkeit, das hektische Geläuf der Menge. Der Lodz Gang war um einiges langsamer, der Rhythmus irgendwie gemächlicher und stiller, manchmal fast lautlos.

Mirjam Rombach, 1982, studiert in Luzern Textildesign. Die Reise nach Lodz diente ihr als Inspiration für ihre Diplomarbeit.